

Nekr R0006



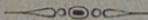
Zur Erinnerung

an

Prof. Dr. Joh. Rudolf Rahn

geboren 24. April 1841

gestorben 28. April 1912.

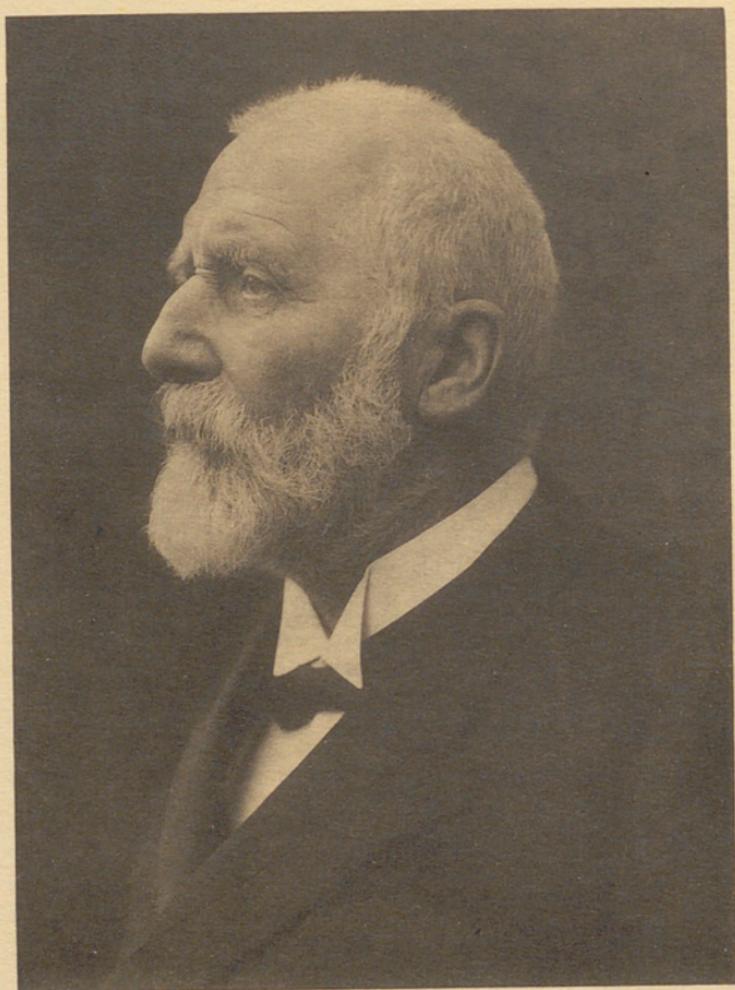


Zürich

Buchdruckerei Berichthaus (vorm. Ulrich & Co.)

1912.

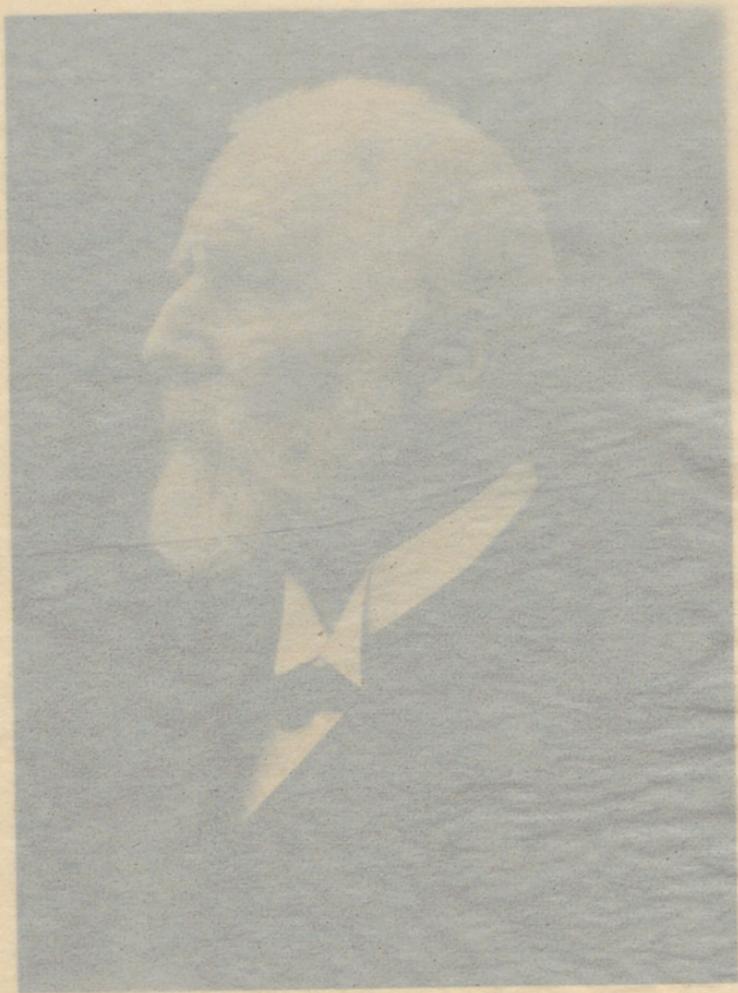




W. Steiner

Joh. Rudolf Rahn.

Johann Rudolf Rahn war am 24. April 1841 zu Zürich geboren; aber schon in der frühesten Jugend verlor er die Mutter, so dass in richtiger Erwägung der Vater den Knaben zu einer Schwester seiner verstorbenen Frau in treue Obhut gab. Hier, in Herisau, verlebte dieser so die erste Schulzeit, bis er in die obere Abteilung der Zürcher Kantonsschule eintreten konnte. Er war anfangs für den kaufmännischen Beruf bestimmt und auch als Lehrling eingetreten, bis sein einsichtiger Vormund die eigentliche Eignung des jungen Mannes erkannte, dessen Freude schon längst die Beschäftigung mit geschichtlichen Erinnerungen, der Besuch denkwürdiger Stätten gewesen war, der es verstand, mit von Jahr zu Jahr sicherer werdendem Stifte verständnisvoll das Gesehene festzuhalten. Mit grosser Energie wurde in nachgeholt. Studien die Maturität erreicht und bald erwies es sich, unter der anregenden Lehre Lübkes, dass das eben damals frisch emporblühende Fach der Kunstgeschichte Rahns Lebenswerk ausmachen werde. An die Zürcher Universitätsjahre schlossen sich weitere in Bonn, wo Springer mächtig auf den Schüler einwirkte, und in Berlin, während deren auf zahlreichen Reisen gründliche Bekanntschaft mit deutschen Kunstdenkmälern gewonnen wurde, und weiterhin folgte ein Aufenthalt in Italien, voran in Rom, an den die Erinnerung nie erlosch.



W. Stahn

Joh. Rudolf Rahn.

Johann Rudolf Rahn war am 24. April 1841 zu Zürich geboren; aber schon in der frühesten Jugend verlor er die Mutter, so dass in richtiger Erwägung der Vater den Knaben zu einer Schwester seiner verstorbenen Frau in treue Obhut gab. Hier, in Herisau, verlebte dieser so die erste Schulzeit, bis er in die obere Abteilung der Zürcher Kantonsschule eintreten konnte. Er war anfangs für den kaufmännischen Beruf bestimmt und auch als Lehrling eingetreten, bis sein einsichtiger Vormund die eigentliche Eignung des jungen Mannes erkannte, dessen Freude schon längst die Beschäftigung mit geschichtlichen Erinnerungen, der Besuch denkwürdiger Stätten gewesen war, der es verstand, mit von Jahr zu Jahr sicherer werdendem Stifte verständnisvoll das Gesehene festzuhalten. Mit grosser Energie wurde in nachgeholt Studien die Maturität erreicht und bald erwies es sich, unter der anregenden Lehre Lübkes, dass das eben damals frisch emporblühende Fach der Kunstgeschichte Rahns Lebenswerk ausmachen werde. An die Zürcher Universitätsjahre schlossen sich weitere in Bonn, wo Springer mächtig auf den Schüler einwirkte, und in Berlin, während deren auf zahlreichen Reisen gründliche Bekanntschaft mit deutschen Kunstdenkmälern gewonnen wurde, und weiterhin folgte ein Aufenthalt in Italien, voran in Rom, an den die Erinnerung nie erlosch.

Aber schon hatte auch die Doktor-Dissertation: „Über den Ursprung und die Entwicklung des christlichen Zentral- und Kuppelbaues“ die Tüchtigkeit des Forschers bewiesen, und die Arbeit „Ein Besuch in Ravenna“ zeigte, wie der Reisende den Eindruck, den ihm die Monumente der Stadt erweckt hatten, zusammenzufassen verstand. So gewann Schnaase für die Mitarbeit an der neuen Auflage seiner „Geschichte der bildenden Künste“ Rahns Beteiligung. Nach der Rückkehr in die Heimat folgte die Habilitation an der Zürcher Universität, und an die Ernennung zum ordentlichen Professor an der philosophischen Fakultät schloss sich bald diejenige für die Professur der Kunstgeschichte am eidgenössischen Polytechnikum. Doch neben der gewissenhaften, zahlreiche dankbare Schüler um sich sammelnden Betätigung als Lehrer ging eine ausgebreitete literarische Tätigkeit, wobei stets dem geschriebenen Worte die ausgezeichnete genaue und zugleich künstlerisch vollendete zeichnerische Leistung zur Seite ging. Das Hauptwerk Rahns bleibt die „Geschichte der bildenden Künste in der Schweiz“. Doch ausserdem gab er ganz besonders der Zürcher Antiquarischen Gesellschaft, für die Ferdinand Keller schon den Jüngling gewonnen hatte, die Früchte seines nie ermüdenden Fleisses. Als überall gesuchter Ratgeber, als hauptsächlich bei der Gründung der Gesellschaft für vaterländische Kunstaltertümer, bei derjenigen des schweizerischen Landesmuseums Beteiligter stellte Rahn so recht die schweizerische Kunstgeschichtswissenschaft in sich dar.

Seit 1868 mit seiner Frau, Karoline Meyer von Knonau, die an allen seinen Bestrebungen verständnisvoll teilnahm, glücklich vermählt — sie ging ihm um drei Jahre im Tode voran — stand Rahn, geliebt

von seinen Angehörigen und Freunden, weithin geschätzt als Kenner und als Gelehrter scheinbar noch in ganzer Kraft. Er war willens, nach Niederlegung seines Lehramtes die letzten Jahre nochmals seinen Lieblingsarbeiten zu widmen, als ihn am 28. April 1912 der Tod unerwartet rasch hinwegnahm.

G. M. v. K.



Ein Gedenkblatt. *)

An einem Nachmittag im Beginn des Sommersemesters durfte ich mit Professor Rahn vom gastlichen Hause seines Vettters und Intimus Professor Meyer von Knonau den Weg ins Kolleg machen. Er sprach mit Freude von dem kunsthistorischen Praktikum dieses Semesters, für das er diesmal wieder das Kloster Wettingen in Aussicht genommen hatte. Wie er es liebte, sein Wettingen, wie er überhaupt seine vertrauten Stätten heimatlicher Schätze zu lieben wusste, muss, wer es nicht aus köstlicher Erinnerung weiss, in seinen „Kunst- und Wanderstudien“ und in seinen Zeichnungen („Skizzen und Studien“) nachlesen. Und wie nach dem Entdecken und Aufnehmen seine zweite Freude an allem Schönen die war, sie andern und besonders den Jungen mitzuteilen, jugendlich begeistert und begeisternd als Lehrer vom Katheder, liebevoll und intim als Führer am Ort, immer Leben, Anregung, Wissen in Person, so war ihm das Rekrutieren für diese Samstagnachmittage des Sommersemesters eine herzliche Lust. Ich wusste, wie unerbittlich er war punkto Zeichnen, wie es ihm A und O bedeutete und die Einrede, man könne nicht zeichnen, als Ausrede behandelt wurde, und ich stand Tantalusqualen aus bei seiner hinreissenden Schilderung dieser Expeditionen, meiner Unfähigkeit und Unwürdigkeit wohl bewusst und mut-

*) Separatabdruck aus der Zeitschrift „Die Schweiz“, Nr. 19, Jahrg. 1912.

los vor seinen Aufmunterungen, es zu versuchen. „Kommen Sie,“ gebot er schliesslich, „ich werde Sie schon zu beschäftigen wissen!“ Und fügte noch einen suggestiven Hinweis auf die Vergnüglichkeit des zweiten Aktes im Klosterwirthshaus bei, der in einem verheissungsvollen Hymnus auf dessen Käs gipfelte.

Welch unvergleichlich reizvolle Erinnerung, diese Klosterfahrten! Schon im Zug wurde gezeichnet, im Flug Erhashtes oder auch das Gegenüber oder ein ahnungsloses Opfer. Der Meister vor allen: immer auf dem Anstand, am Fenster oder in launigen Karikaturen mit den Funken der Eingebung spielend. Wie schnell das Wettingen immer da war! Im Handum hatte jeder seine Arbeit, zu zeichnen oder zu schreiben, in jeder Positur, was immer man auf sich selbst gestellt mit dem zugewiesenen Gegenstand anzufangen wusste. Ein lustig Volk, in alle Winkel der traulich weihevollen Räume sich verlierend, suchend, stöbernd. Und wenn dann alle emsig dran: die schöne Stille über dem Gärtlein im Kreuzgang, das geheimnisvoll tuschelnde, huschende Echo aus Schiff und Kapelle, von Chor und Lettner. Der durfte sich der stolzen Renaissance des Chorgestühles hingeben, jener nahm mit nassem Löschpapier die zarten Abdrücke von dem steinernen Wappen der Grabsteine und Sarkophage. Dem künftigen Baumeister gab er die Grundrisse und Architekturen aus des Klosters verschiedenen Lebensaltern zu erlesen. Aber der glorreiche Scheibenschatz im Kreuzgang war es, da wohl ein halbes Dutzend aufgeboten wurde. Und hab ich nicht zeichnen, so hab ich doch schauen gelernt. Wie oft in den Kirchen Frankreichs, in den Galerien von Holland und Florenz und vor den Reliefs der Antike hab ich dankbar des Meisters Rahn gedacht, der auf seinem Rundgang, wenn er Rechenschaft zu fordern kam, mich

verdutzte mit der Belehrung, dass ich noch nicht die Hälfte gesehen hatte. Kein besseres Lernobjekt zum Sehen als das Glasgemälde mit seinen Gestalten, Architekturen, Landschaften, Schilderungen, Erzählungen, seinen Symbolen, Ornamenten, Wappen, Allegorien, seinen Etagen und Winkeln, seinen Tiefen und Kulissen, seinen Ecken und Füllungen. So warm die Freude an der Arbeit, so gross war dann aber auch das Behagen, wenn er seine Schar zusammentrommeln kam, kühlem Trunk und zwangloser Unterhaltung die letzte Stunde vor dem Zug zu widmen. Unser zwei, drei pflegten in Dietikon mit dem Meister auszusteigen, um durch den Wald ein anderes Limmatkloster zu gewinnen, nach der Pracht von Wettingen das Idyll, die Fische zu essen unter den alten Nussbäumen der Nonnen im Fahr, von wo dann er zu seinem nahen Sommersitz, der Weid, hinaufstieg.

So haben wir in Brestenberg Quartier bezogen zur Aufnahme von Hallwyl, so haben wir in den köstlichen st. gallisch-äbtischen Gemächern jenes andern, bescheidenern Wasserhorstes, des thurgauischen Schlösschens Hagenwil, genächtigt. Andere Ausflüge, nach Münster, Stein am Rhein, nach Näfels ins Freulersche Palais, usw. verdanken wir wenigstens seiner Inspiration. Wo einer etwa glaubte in jugendlicher Ereiferung über die Schatten im Schweizerland die Heimat mit weniger Freude lieben zu müssen, dem schenkte sie Rahn von einer neuen Seite: zum Lieben. Er entdeckte ihm die heimatlichen Kunstschatze, zeigte ihm, dass nicht die hotelgekrönten Firne allein des Landes Schönheit, noch die Kriegstrophäen und Ruhmestitel der einzige Reichtum seiner Vergangenheit seien.

Ja: die kunsthistorische Entdeckung der Heimat. Als der Jüngling Johann Rudolf Rahn vom Schauen

und Zeichnen zum Lernen und Wandern kam, da war die Schweiz auf dem Gebiet der Kunstgeschichte Neuland. Solches zu finden und für seine Arbeit, sein Leben in Besitz zu nehmen, hinwieder seine Arbeit, sein Leben ganz daran hinzugeben, ist, wo immer, wann immer es war, allezeit zu den höchsten Bevorzugungen gezählt worden, die einem Menschen zuteil werden können. Es bedeutet nicht mehr und nicht weniger als das Glück, ein eigenes Reich zu gründen. Das ist Rahns Glück, der Reiz seines Lebens und seiner Persönlichkeit gewesen. Und weil er nicht ein Gelehrtenepigone, sondern ein Künstler, ein Wanderer, ein Entdecker war und blieb, hat er sich so zauberhaft jung erhalten. Der frische Zug des Eroberers ist ihm geblieben. Frohgemut hat er die eigenen Arbeiten in der Versenkung verschwinden sehen, wenn das eigene, immer wieder angreifende Studium, wenn die emsige Zunft, die er führte, neue Gesichtspunkte und Ergebnisse brachten. Seine Person stellte er zurück. Denen, die ihm in irgend etwas vorgearbeitet, war er dankbar gerecht.

Es hätte auch mit seiner Ehrlichkeit und Bescheidenheit nicht im Einklang gestanden, aus seiner neuen Disziplin nun chauvinistisch mehr zu machen als wahr. Er hat das Sekundäre der Rolle der Schweiz nicht nur zugegeben, sondern immer betont. Aber dies Bewusstsein hat ihm die Freude nicht verkümmert, im Gegenteil wohl ihn noch stimuliert, den Kern und die Währung unseres Kunstgutes nur um so deutlicher zur Geltung zu bringen, seine ganze Liebe, sein ganzes Temperament in den Dienst seiner Würdigung zu stellen.

Mehr als ein Spitzbogenkleinod dürfte ihm das Überleben im Bild verdanken. Seine Führung im Tessin ist eine Offenbarung. Die St. Galler Miniaturenkunst hat er reich zur Geltung gebracht. Seine von der Architek-

tur ausgehende Schulung hat ihm wohl das sachliche, solide Verständnis erwachsen lassen, mit dem er das Kunstgewerbe unserer Renaissance in Glas, Holz und Metallen etc., die Glanzleistung des nationalen Genius, dank welchem von einem solchen in unserer Kunst überhaupt gesprochen werden kann, in seiner ganzen Kraft und Herrlichkeit erfassen und begreifen lehrte. Wer einmal in seinem Kolleg „Schweizerische Renaissance“ mit Niklaus Manuel und Urs Graf, um nur die zwei zu nennen, vertraut geworden, hatte, ob auch die abschliessende Entwicklung und Vollendung der freien, souveränen Kunst uns versagt geblieben, nicht mehr das Gefühl, wir seien zu kurz gekommen. Er zeigte uns ein Erbe, das sich als Rassenausweis gar wohl sehen lassen kann.

Ist es die Heimat gewesen, die den Knaben zuerst inspiriert, hat sie zeitlebens seine erste Hingabe besessen und im Gründer der Gesellschaft für Erhaltung schweizerischer Kunstdenkmäler, im Kurator, Freund und Förderer des Landesmuseums, im stets gewaffneten, nötigenfalls rassen Feder- und Redekämpfen ihren Ritter und Nothelfer, ich hätte fast gesagt ihren Drachentöter gehabt, hat sie ihn mit zunehmenden Jahren immer vollständiger in Beschlag genommen — seine Treue hat ihn nicht einseitig gemacht. Wenn er auf die intimen Holländer kam, war es warm wie auf Besuch bei alten Freunden. Und der Lebendigkeit im Vortragen des Gesehenen oder, zutreffender ausgedrückt, Erlebten, ging eine erstaunliche, eine feurige Intuition zur Seite. Seine begeisterte Schilderung des Domes von Monreale bei Palermo gab mir die erste Sehnsucht nach Sizilien. Als ich — endlich — meinen Vorsatz verwirklichen durfte, schrieb ich ihm eine dankerfüllte

Karte, vollends mich freuend auf das mündliche Erinnern. Er hat sie nicht mehr lesen können. Und dann erfuhr ich, dass er die Insel nie betreten habe, die Herrlichkeiten, die er mit solch suggestiver Kraft, wie es nur von einem Erlebnis möglich scheint, geschildert, nie gesehen habe.

* * *

Solch unbescheiden persönliches Plaudern durfte ich mir nur gestatten im Bewusstsein, das Leben, die Wärme, die Freude der Erinnerung an den Meister und Menschen dürften mir die Feder besser führen als ein objektiveres Streben, das in der Begegnung mit den zahllosen eingehenden und wohlbewanderten Würdigungen des Gelehrten und seines Werkes in der Presse der engern wie der weitem Heimat und des Auslands unruhlich abschneiden möchte.

Kein Ende will sich dem zeigen, der in periodischen Publikationen, im „Anzeiger für schweizerische Altertumskunde“ (Statistik schweizerischer Kunstdenkmäler), im „Zürcher Taschenbuch“, in den „Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich“, in der „Schweizerischen Bauzeitung“, im „Geschichtsfreund“, in Neujahrsblättern etc. und in Beiträgen anderer Gelegenheit erlesen will, was diese nimmermüde Arbeitskraft neben der Doppelprofessur an der zürcherischen Universität und am eidgenössischen Polytechnikum schenkte und schenkte. Wir sind zu einer kunstgeschichtlichen Literatur gekommen. Es fließt und schwillt ein Strom. Es steht ein Bau. Es wächst und dehnt und reckt sich ein Baum. Der Stamm heisst: *Geschichte der bildenden Künste in der Schweiz von den ältesten Zeiten bis zum Schlusse des Mittelalters*“. Dieses

Hauptwerk und Fundament hat Rahn in fünf Jahren getan.

Das Finden und Sammeln des Stoffes ist nur das erste. Es kommt das Meistern, das Gliedern. Nach dem Was das Wie. Die Feder führt derselbe Künstler, dessen Stift sich so fein aufs Sammeln verstand. Seine Vorträge zeigten sicheres Behagen. Unvergleichlich an Frische und Intimität die Blätter „Vom Zeichnen und allerlei Erinnerungen daran“, die er seinen Angehörigen und Freunden, eine Erinnerung an seinen letzten Vortrag in der Antiquarischen Gesellschaft, schenkte (man lese über das Verhältnis von Photographieren und Zeichnen). Der Schriftsteller Rahn hat die deliziosen „Kunst- und Wanderstudien“ geschrieben.

* * *

An seinen Arbeiten und am Kommen und Gehen der Flüge seiner Schüler misst und zählt und erzählt sich das Leben des Gelehrten und Lehrers.

Von ihm selbst ist dieser schöne Lebensgang in den „Skizzen und Studien“ und in einer (bis jetzt leider nur handschriftlich vorhandenen und, nochmals leider, nur bis in die Bonner Studienzeit gehenden) Autobiographie berichtet. Sie ist seiner ihm vorausgegangen Gemahlin Carolina Meyer von Knonau zu Weihnachten gewidmet, die ihm das all dem Reichtum seines Lebensganges harmonisch entsprechende häusliche Glück geschenkt, an seinem Streben und Wirken selbst künstlerisch Anteil nahm und mit ihm das Haus mit den heranblühenden Töchtern zu einem Mittelpunkt edler Gastlichkeit schuf.

Die „Skizzen und Studien von J. R. Rahn“ sind wie die Schrift „Vom Zeichnen“ datiert 24. April 1911. Das ist sein siebenzigster Geburtstag. Vorweisungen aus

seinen ein halbes Jahrhundert umfassenden Mappen in der „Antiquarischen“ gaben den Anlass zu einer anziehenden und viel genossenen Ausstellung. Aus ihr schöpften Freunde und Verehrer die Festgabe. Obgleich er selber ja im Grund auch hier der Spendende ist und bleibt, hat er ihnen seinerseits den jene Vorweisungen begleitenden Vortrag, jene köstliche Plauderei geschenkt. Die erste Zeichnung in diesem Album hat die Pflegeheimat des zwölfjährigen Rudolf, Herisau, zum Gegenstand. Dann folgen wir ihm auf seinen Wanderfahrten ins Bündnerland, ins Welschland, mit dem er von der ersten Berührung an ins wärmste Verhältnis getreten ist. Rahn ist eine der wenigen, viel zu wenigen lebendigen Brücken gewesen, die uns mit den welschen Brüdern verbinden. Keinen wärmeren Vermittler hat insbesondere das Waadtland besessen. Seine Verdienste (um Chillon, die Kathedrale von Lausanne, Romainmôtier etc.) sind denn auch gewürdigt worden. Er trug den Lausanner Doktorhut honoris causa. Das poetische Bildchen „Wettingen im Schnee“ erinnert uns an die Wetterhärte und Strapazenfreudigkeit bei dieser Zeichnerlust. Königsfelden, wie er es noch fand, hat wohl er allein uns festgehalten. Dann spricht wieder Laufenburg von seiner Liebe zum jungen Rhein. Prächtige Blätter lassen uns den Studenten den Strom hinab begleiten und bis ins ferne Ordensland. Von der Marienburg zur Albrechtsburg zu Meissen. Man fühlt so seine Lust heraus an den Windungen und Überschneidungen der Wendeltreppe. Dann Italien, Rom, hohe Kunst und Allotria. Man hat es in besagter Begleitschrift, wie es da noch eine Lust war, das Kunstwandern im päpstlichen Rom. Ravenna, das ihm zum Ausweis über seine Berufswahl geworden. Und nun mit geschärftem Auge und neuen Massen zu den Bildern der Heimat

zurück, ins unaufhörlich frisch faszinierende „alt fry Rätien“, in den Jura, Freiburg, Waadt. Und wieder in den eigenen Süden. Dazwischen lernt er Holland kennen, hält auch hier seine Eindrücke mit sprechender Charakteristik fest. Zug ist ihm früh ans Herz gewachsen. Auch das Wallis hat er schon als Knabe kennen und lieben gelernt. Und wenn von einem, so hat es von ihm gegolten: *On revient toujours a ses premiers amours.*

Der Humor, den wir beim Zeichner kennen lernen, ist natürlich auch ein Wesenszug des Schriftstellers. Der Schalk macht zusammen mit der Gemütswärme und der *politesse du coeur* und der im Schriftsteller wiederkehrenden Künstlergabe des Zeichnens und Schilderns den Hauptreiz der Autobiographie aus. Knappe Erinnerungen reichen zur zarten Mutter und den Tagen erster Kindheit zurück. Sie präzisieren sich schon im Forderschen Hause zu Winterthur. Dort, bei ihrem Schwiegersohn, hatte die Grossmutter Ziegler, Frau Apotheker Rahns Stiefmutter, selber eine geborene Rahn und unseres Rudolf Grosstante und Patin, Wohnung. Zu ihr war der bereits auch zu kränkeln beginnende Vater mit seinem zweijährigen Knäblein gezogen. Das damals noch idyllische Winterthur und das gediegen biedere Bürgerhaus schauen uns aus des Kleinen gebliebenen Eindrücken und dem Gedenken an die spätern Besuche im allzeit treuen Verwandtenkreis wohlthuend freundlich an. Die Grossmutter Ziegler-Rahn hat gleichzeitig, solange sie lebte, und je länger je eindringlicher die Verbindung mit der Vaterstadt vertreten. Sie hatte ihm viel zu weisen und zu erzählen. In ihr hatte der Knabe die Tradition. Aber auch ein lebendiges Zeugnis der Umsturzeiten. Doch ist damit vorgegriffen in die folgende Zeit, die Herisauer Jahre.

Bevor ihm der Tod die Zügel aus den Händen nahm, hatten die zarte Gesundheit des einzigen Sprossen und die kräftige Entwicklung seines Temperaments den Vater bewogen, das Kind seiner in Herisau verheirateten Schwägerin zu übergeben, bei der es nun bis ins fünfzehnte Jahr ein echtes Elternhaus fand und in der heilkräftigen Appenzellerluft den Grund zu seiner prächtigen Gesundheit legte. Diesem in der Selbstbiographie in immer frischere Anschaulichkeit tretendem Heim der Kinder- und Knabenjahre hat Rahn zeitlebens ein zärtliches Andenken bewahrt. Aber die Liebe gilt dem Haus. Die Betrachtung, die diesen Abschnitt seiner Jugend schliesst, klingt nicht eben zärtlich für Land und Leute.

Die Schärfe der Charakteristik, die uns mit den beiden imponierenden Gestalten des Pflegeelternpaares recht heimelig vertraut macht, entwickelt sich dann zur eigentlichen Porträtkunst, wo des reifenden Jünglings und Mannes Milieu und führende Persönlichkeiten geschildert werden. Er zeichnet eben. Ferdinand Keller und das Helmhaus seiner Zeit, Lübke, Semper, Springer in Bonn: wir sehen, erleben und kennen sie. Da bedauert man nun noch viel mehr, dass diese Memoiren in Bonn schon abbrechen, also nicht einmal den Abschluss des Universitätsstudiums in Berlin erreichen. Unter den Zeichnungen, die uns derweise entgangen sind, vermissen wir wohl am meisten das Bild der Freundschaft mit Conrad Ferdinand Meyer, neben Gerold Meyer von Knonau wohl seine wert- und reizvollste Beziehung.

Eine warme Begeisterung spüren wir, wo nun die Vaterstadt einsetzt im Leben des Jünglings. Innig hat er die angestammte geliebt. Die drei Bürgermeister, die ihr die Familie Rahn im siebzehnten Jahrhundert

gegeben hat, waren immer sein freudigster Stolz. Sein Vorfahre Heinrich Rahn eroberte in der Schlacht bei Dornach (1499) im Zweikampf mit dem reckenhaften Ritter Hans von Kageneck das Stadtbanner von Strassburg, das noch jetzt im Schweizerischen Landesmuseum aufbewahrt wird. Wir erhalten die lebendigste Vorstellung von seinem altzürcherischen Familienkreis. Das grosselterliche Haus — Wits so Wits — in Zürich das nach dem grossen Löwenstein im Jahre 1840 von der Grossmama, Frau Dr. Regula Rahn-Meyer und deren Tochter, Tante Henriette Rahn, bezogen worden war, steht bis ans Lebensende des Enkels in treuem, liebevollem Andenken. Schon aus den Tagen, da er von Herisau in die Ferien kam. Dort sass der Knabe still versonnen in der grossen Wohnstube, und während durch das offene Fenster das Läuten des Glöckleins vom kleinen Grossmünsterturm hereinklingt, schaut er die kolorierten Bilder von Arters Werk — aus dem alten Zürich — an und verlebt bei dessen Betrachtung glückliche Stunden, und nicht zum mindesten, so pflegte er zu sagen, verdankt er ihm die Neigungen, die den Grund zum künftigen Lebensberufe legten. Und Tante Henriette Rahn (geboren 1801, gestorben am Karfreitag 1863), wieviel verdankt ihr der Knabe und später der Jüngling! Ihre grossen, hellen und klugen Augen haben stets voll Liebe und warmer Anteilnahme in sein Leben hineingeschaut. Manche Freude hat sie ihm bereitet, manch wohlgemeinten Rat erteilt. Als Kernfigur erscheint der Vetter seines Vaters, Kantonsfürsprecher Eduard Meyer, dem dieser die Vormundschaft über seinen Sohn übertragen hatte. Eine wahre Wohltat bereitet dem Leser die klare Einsicht und die Grosszügigkeit, womit dieser prächtige Mann das Vermächtnis und das zunächst nicht auf der Hand liegende Pro-

blem dieses Jünglings übernommen und erfüllt hat. Die Gabe, einer Jugend weitherzige Entwicklung zu gönnen, pflegt im allgemeinen das Tugendenregister der altschweizerischen Gediegenheit, und gar der zürcherischen, nicht zu schmücken. Wie manchen Vormunds Verstand hätte das Misstrauen vergewaltigt, als das Debüt in Zürich im Durchfall bei der Aufnahmeprüfung in die Industrieschule bestand, allerdings auf einflussreiche Fürsprache in ein Provisorium umgemildert, dem dann eine definitive Aufnahme nachfolgte. Die kaufmännische Lehrlingszeit entsprach diesem Prä-ludium. Sie kam mehr und mehr ins Zeichen der Al-lotria zu stehen, aus denen sich die Berufung zur vorbestimmten Laufbahn, für ein sehendes Auge wie das des Herrn Vormunds, immer sichtlicher kristallisierte: Siegelstudium und zeichnerisches Pirschen. In der Erinnerung an jene Zeit der ersten Liebe zu den aargauischen Klöstern lebt viel Wehmut und Zorn, Ironie und Empörung wieder auf, in die jeder einstimmen wird, der in seinen Schilderungen den Vandalismus der aargauischen Kulturleute am Werke sieht. Der Wildenfanatismus, mit dem die Keller, Dula und Konsorten das Mittelalter selbst in seinen Kunstwerken verfolgten, trieb Rahn noch nach Jahrzehnten die Schamröte für seine Miteidgenossen ins Gesicht. „Die radikalen, marktschreierischen Kulturrenommisten!“

In der Bevollmächtigung des Vormundes durch den (sehr bald nachdem er sein Kind nach Herisau gegeben) verstorbenen Vater heisst es: 3. „Mit Beratung der Rahnschen Familie wirst Du für das weitere Wohl meines hinterlassenen Sohnes treu besorgt sein und nach Massgabe des Vermögensstandes zu seiner Jugendbildung mit Rat und Tat beistehen; *sind Talente vorhanden, so nähere dieselben nach allen Kräften*, es wird

auch Dir einst viel Freude gewähren, einem dahingeschiedenen Freunde seinen letzten und heissesten Wunsch erfüllt zu haben.“ Der so verfügte, wusste, was es heisst, sich dem Zwang der Tradition unterwerfen zu müssen. Spross einer Ärztefamilie, hätte er sich der Chemie widmen wollen. Aber man schaute auf die Sicherung des Auskommens und steckte ihn in eine Apotheke. Sein Sohn sollte es dereinst besser haben. Der Vormund hatte seinen Mündel fester im Auge behalten als dieser ahnen mochte. Wie er aus seiner unaufdringlichen Beobachtung die Summe gezogen und die Zeit für gekommen hielt, gab er ihm selbst die Flügel frei. Als er das Bureau seiner Prinzipale verliess, war es wie Samstagabendstimmung vor einem Sonntag, der — nicht mehr enden sollte. Sein Lebensgang ist von da an in seinem Studium, seinem Wandern, seinen Arbeiten, seinem Unterricht.

Es war von der Porträtkunst auch des Schriftstellers Rahn das Wort. Derselbe ist aber auch ein Landschaftler. Lassen wir ihn selbst von seinem Schilderungsvermögen den Begriff geben. Wir lesen in einer Reiseerinnerung von seinem geliebten Rhein:

„Wie heute noch die Bergfahrt einen Wechsel von Bildern entrollt, auf denen ein wundersamer Hauch von Romantik ruht, so war sie vollends höchster Genuss, als es noch keine rauchenden Schloten und keine Gitterbrücken über dem Strome gab. Ist Schaffhausen mit seinen Türmen und dem Munoth — fast noch eine Merian-Vignette — hinter der Biegung verschwunden, so lenkt die Fahrt in Grün und Stille ein. Wir gleiten in sanften Mulden an Rebhängen vorbei, bis die Weite sich öffnet. Ein Klösterchen, Paradies und weiter oben Katharinental verkünden, dass wir auf der Pfaffengasse fahren. In malerischer Gruppierung mit dem Unterhof,

der Brücke und dem Aufbau von stattlichen Giebelhäusern zum Siegelturme stellt sich Diessenhofen dar. Dann folgt die Biberbrücke in der einsamen Waldlichtung zur Linken. Kaum möchte ein stillerer Ort gefunden werden, und weithin kein anderer Sitz, der so ganz den Charakter des abgeschiedenen Burghauses trägt. Er übt einen Zauber, wie ihn Niklaus Manuels Schlösschen und Weiherhäuser erwecken. Weiter geht die Fahrt durch Wald und Feld und Wiesen. Ein Weiler schaut etwa vom Ufer herüber, Rheinklingen mit der Burgstelle, das alte Kirchlein von Wagenhausen, und nun kommt Stein in Sicht...“

Ist da nicht aus Stimmung und sprachlichem Wohlklang fast ein Lied geworden? Es mögen viele, wohl die meisten, einen andern Eindruck von seinem Verhältnis zur Lyrik bewahrt haben: er hatte viel mehr davon, als seine bestimmte, sachliche Art zunächst wollte glauben lassen, auch wenn das Gefühl, mit dem er vom Charme seiner baulichen Lieblinge sprach, genug davon verriet. Rahn hatte just soviel Lyrik, als ein Mann im Sinn des Wortes haben darf und soll. Sein Verhältnis zur Musik bringt uns wieder zum Wesen des Mannes zurück. Wer den Eindruck bewahrt, er habe die Musik nicht geliebt, hat manches scharfe Wort zum Zeugnis. Er fand in ihrem Betrieb zuviel von der Indiskretion des Jahrhunderts. Zuviel hatte er durch ruchlosen Dilettantismus ausstehen müssen. Und er war der unwiderlegbaren Meinung, dass bei gleichzeitig bedenklichem Unvermögen und übermächtigem Betätigungsbedürfnis das Zeichnen von beiden Künsten mit Rücksicht auf den Nächsten noch die christlichere sei, weil sie sich keinem Unbeteiligten lärmend aufdränge. Auch die moderne Musik fand kein Echo in seiner Seele. Er war ein regelmässiger Besucher der klassischen Kirchen-

konzerte im Grossmünster, wie er denn unsere ehrwürdigen, markigen Choräle liebte und darunter seine Lieblinge hatte. Mozarts und Haydns zopfige, sonnige Weisen erwärmten sein Gemüt. Melodien aus Verdis und Rossinischen Opern hörte er gerne. Viel Vergnügen bereitete es ihm, wenn er Gelegenheit hatte, gute Militärmusik zu hören; die alten Märsche haben es ihm angetan. Etwas Militärisches war ihm überhaupt zu eigen: die hohe, aufrechte, stets korrekte Haltung, seine ruhigen, sicheren Bewegungen und Pünktlichkeit und peinliche Ordnung im grossen und im Kleinen, die ihn nie verliess, selbst nicht in den schweren Tagen seiner Krankheit.

Dr. Eugen Ziegler, Lenzburg.



Worte des Andenkens
an
Herrn Professor Dr. J. R. Rahn
von Zürich
gesprochen
bei seinem Begräbnis am 1. Mai 1912
von
Herrn Rudolf Finsler,
Pfarrer am Grossmünster.

„Selig ist der Mann, der die Anfechtung erduldet, denn nachdem er bewährt worden, wird er die Krone des Lebens empfangen, welche der Herr denen bereitet hat, die ihn lieben.“

Dieser schönen Verheissung aus Gottes Wort wollen wir uns getrösten am Sarge des teuren Mannes, den wir jetzt nach überstandnem Leiden zur ewigen Ruhe bestatten. Als ich wenige Tage vor seinem Ende an seinem Krankenlager stand und mit ihm gebetet hatte, da klagte er zwar über die furchtbare Schwäche, unter der er zu leiden habe, meinte aber, dass es bald wieder mit ihm besser werden würde. Als ich ihn wieder besuchen wollte, war es mit ihm besser geworden. Der Herr hatte ihn heimgeholt, er war in Frieden entschlafen. Wir gönnen seinem abgezehrten Leib die stille Ruhe im Erdenstoss, wo keine Qual ihn mehr anrührt; wir

freuen uns für seinen erlösten Geist der Freiheit von den Banden dieses Erdendaseins, das ihm nichts mehr hätte bieten können; wir danken Gott für seine gnädige Erlösung von den Leiden der letzten Tage wie für die gütige Führung seines Lebens während mehr als siebenzig Jahren.

Und doch — mit inniger Wehmut stehen wir an diesem Sarge und fühlen eine tiefe, schmerzliche Lücke in dem Hause, in welchem der Entschlafene so lang, so treu, so beglückt und beglückend gewaltet hat als liebevoller Hausvater wie als bedeutender Gelehrter.

Nicht unvorbereitet hat ihn der Ruf seines Herrn und Gottes erreicht. Davon zeugen nicht nur seine letztwilligen Bestimmungen, die wohlüberdacht und sorgfältig niedergeschrieben, für sein Begräbnis sich in seiner Verlassenschaft vorfanden. Auch sein ganzes Wesen und Leben, der fromme Ernst seines Gemütes, die edle Gestaltung seines Wandels, die weise Ordnung seines Haushalts, die strenge Gewissenhaftigkeit seiner Berufsarbeit, die ihn durchs Leben begleitete — das alles war eine Vorbereitung aufs Sterben, eine Bereitschaft auf den Ruf: Tue Rechnung von Deinem Haushalt!

Man pflegt wohl bei bedeutenden Männern zwischen ihrem persönlichen und ihrem Berufsleben zu unterscheiden und es den Berufsgenossen zu überlassen, vom letzteren zu reden. Ich muss das selbstverständlich auch tun. Aber ganz geht's doch nicht an. Denn es gehört zum Eigentümlichen dieses Mannes, dass er — wie in der Pflichterfüllung nicht zwischen Klein und Gross — so auch zwischen seinem persönlichen und seinem Berufsleben nicht unterschied: immer derselbe, aus *einem* Guss. Ja — um nur anzudeuten, was ich meine — wer ihn noch nicht länger kannte, der durfte schon aus sei-

ner äussern Haltung, an der nie etwas Nachlässiges, Unharmonisches, Unschönes zu bemerken war, den Schluss ziehen, dass er's mit einem Geistesaristokraten, mit einer durch und durch vornehmen Gelehrtennatur zu tun hatte.

Professor Rahn war keine flüssige Natur, er arbeitete schwer, aber mit eisernem Fleiss, Zeit und Kraft aufs gewissenhafteste auskaufend und sein riesiges Material nach streng methodischen Gesichtspunkten sammelnd, ordnend, rubrizierend. Liebevoll verwachsen mit den Gegenständen seiner Studien, voll begeisterter Hingabe an das, was sein Wesen erfüllte — wie oft konnte man ihn wanderfroh, den Sack auf dem Rücken und das Skizzenbuch in der Tasche, unser schönes Vaterland in allen Richtungen nach alten Kunstdenkmälern durchstreifen und selbst in Sitzungen skizzieren sehen — so gelangte Rahn mehr und mehr in den Besitz eines geradezu erstaunlichen Wissens und Könnens, ein Geistesbesitz, der ihn befähigt hat, sowohl im Lehramt als auch in publizistischer Arbeit und konsultierender Tätigkeit bleibende Werte zu schaffen. Könnte man ihn mit Recht den Vater unserer modernen Restaurationstechnik nennen, dem wir die Wiederherstellung so vieler vaterländischer Kunstdenkmäler verdanken — sein Interesse war doch nicht einseitig nur der Vergangenheit zugewandt; ihn erfüllte das Bewusstsein, dass die Gegenwart ebenfalls ihr Recht habe, und ihren Pflichten sich zu verschliessen, war er nicht gewillt. So bezeugte denn er, der mit dem alten Zürich so eng Verwachsene, stets auch Sinn und Verständnis für die Bedürfnisse und Anforderungen des neuen Zürich.

Was aber den gelehrten Mann seinen Schülern — auch denen unter ihnen, die später nicht zu seinen Fachgenossen gehörten — besonders unvergesslich macht,

ist, dass er ihnen je und je nicht nur Lehrer, sondern zugleich Freund war.

Wie verstand er es, sie an sich zu ziehen mit lauterer Wohlmeinenheit und Herzenswärme, mit Belehrungen aus dem Schatze seines sicheren Wissens, mit mildem Tadel, wenn er nötig war, aber auch mit Aufmunterung zu tapferem Schaffen und standhaftem Mut, wenn einer seine Sorgen ihm anvertraute! Aus eigener beglückender Erfahrung weiss ich, was für ein Freund er überhaupt seinen Freunden war, und wenige kenne ich, denen die Freundschaft um ihrer selbst willen ein so treu und so sorgfältig behütetes, unverletzliches Heiligtum wäre, wie sie ihm gewesen. Sie zu pflegen — und in seiner Weitherzigkeit nicht nur mit ganz Gleichdenkenden — war ihm Bedürfnis, und trefflich verstand er es, sie wertvoll zu machen durch Geben und Empfangen. Ja, auch durch Empfangen von andern: Denn durch seine hohe Achtung vor allem Wissen vor Einseitigkeit und Selbstgenügsamkeit bewahrt, bemühte er sich immer, die eigene Erkenntnis durch die der Freunde auf ihrem eigenen Gebiet zu erweitern und zu ergänzen.

Aber nicht nur auf diese Weise wusste er die Gemeinschaft mit ihm gehalt- und genussvoll zu machen, sondern auf die bestmögliche, die es gibt; ich meine durch Erfüllung des herrlichen Sprichwortes, das ihm ganz aus der Seele gesprochen war: „Die Liebe sei ungeheuchelt!“ Gerade und ungeschminkt nach seinem ganzen Wesen, von treffendem Ausdruck in der Rede, gerne scherzend und auch Scherz verstehend, ein Feind alles Gesuchten, Gemachten, Gespreizten, des hohlen Pathos in jeder Gestalt, und auch sonst fremde Schwächen schnell erkennend, umgab er doch jeden mit der Atmosphäre eines milden Wohlwollens, das schonte und

begriff; und selbst dort, wo er aus seinen Antipathien gegen gewisse Richtungen kein Hehl machte, war er doch nie persönlich scharf. Kurzum: eine grosszügige, ritterliche Natur, die ihren Schild immer blank hielt, dazu kristallklar, durchsichtig bis auf den Grund, treu wie Gold! Er wollte nicht nur, nein, er konnte nicht anders scheinen und sich anders geben als er war; und nicht bloss die vertrauten Freunde, sondern auch die Gegner mussten zugestehen, dass das Wort unseres Meisters an seinen Jünger Nathanael auf ihn zutraf: „ein Mann ohne Falsch“, ein Mann, des Ja ganz Ja war und Nein — Nein!

Rahns Charakterbild wäre aber unvollständig, wollten wir nicht auch dessen gedenken, was den innersten Kern seines Wesens ausgemacht hat, nämlich seines Glaubens, das innerste Leben des Glaubens ist ja freilich ein „in Christo verborgenes“ Leben, das für seinen vollen Gehalt keinen andern Zeugen hat als den allwissenden Gott. Wo es indessen reichlich genug vorhanden ist, da geht's nach dem Wort: „Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über.“ Und tief ergriffen hat mich das Bekenntnis des Sterbenden: „Ich habe immer beides zusammen gehabt, auf der einen Seite die Wissenschaft und auf der andern meinen Glauben, und habe mich dabei wohl befunden!“ Welch ein köstliches Zeugnis aus kompetentem Munde, dass Wissenschaft und Glaube, wenn sie sich in ihren Grenzen halten, einander nicht ausschliessen, sondern ergänzen! Ja, der Glaube an Gott in Christo ist Rahns Stecken und Stab gewesen. Dieser Glaube, der von ihm durch vielfachen Besuch des Gotteshauses, zumal des Grossmünsters genährt wurde, hat ihn aufrecht erhalten in all den Anfechtungen, an denen es auch in seinem Leben nicht fehlte. Er hat ihn gestärkt, als er gebeugt vor drei Jahren hier an die-

ser Stelle am Sarge seiner ihm treu verbundenen, geistig ihm ebenbürtigen Gattin stand und tiefbetrübt von ihrem Grabe in sein verödetes Haus zurückkehrte. Er hat ihn auch zuletzt in den Stand gesetzt, mit vollkommener Ruhe und Heiterkeit des Gemütes sein Kreuz zu tragen und sich vom Herrn dahin führen zu lassen, wohin er eigentlich nicht wollte!

Was der Dichter als höchste Lebensweisheit preist:

Im Glück nicht stolz sein und im Leid nicht zagen,
 Das Unvermeidliche mit Würde tragen,
 Das Rechte tun, am Schönen sich erfreu'n,
 Das Leben lieben und den Tod nicht scheu'n,
 Und fest an Gott und bess're Zukunft glauben:
 Heisst leben, heisst dem Tod sein Bitt'res rauben.

Unser entschlafener Freund hat's verstanden und erprobt. Der Herr hat nun ein Ende gemacht mit aller seiner Not, und wir übergeben seinen Leib der mütterlichen Erde und seinen Geist dem Vater aller Geister mit der Bitte, er wolle auch an ihm in Gnaden seine Verheissung erfüllen:

„Selig ist der Mann, der die Anfechtung erduldet; denn nachdem er bewährt worden, wird er die Krone des Lebens empfangen, welche der Herr denen bereitet hat, die ihn lieben.“

Wie aber wollen wir nun von dieser Stätte des Todes scheiden? Mit dem Missklang eines unversöhnten Wehs im Herzen? Gewiss, einen solchen Mann zu verlieren ist schwer — für die Seinigen, denen er nicht zu ersetzen ist, für die Hochschulen, zu deren ältesten und bewährtesten Lehrern er gehörte, für die Freunde, für uns alle. Und doch, noch einmal: es ziemt uns nicht, von hier wegzugehen, ohne Dem zu danken, der ihn und durch ihn so viele gesegnet und es im Leben und Sterben mit ihm wohl gemacht hat. Auch im Sterben, sage ich?

Ja, denn wer von uns kann sich ihn, dem Leben und Wirken eins war, als einen an Leib und Seele gebrochenen Mann vorstellen, wie es sein Schicksal zu werden drohte? Nein, teurer Freund, nicht *obgleich*, sondern *weil* wir dich liebten, preisen wir Gott, dass du davor behütet geblieben bist!

Ihr, seine nächsten Angehörigen, werdet das nicht missverstehen. Euer Schmerz um den Verlust des geliebten Vaters, Grossvaters und Vettters behält sein volles Recht und ich halte es nicht für meine Aufgabe, ihm mit den herkömmlichen Trostgründen zu wehren. Ich weiss ja gut genug, dass einem damit in der Abschiedsstunde nicht zu helfen ist. Was habt ihr nicht alles an dem Entschlafenen besessen! In seiner Nähe habt ihr allezeit die Ruhe gefunden, welche allein die Schönheit des Weisen, des Starken und Reinen zu geben vermag. Darum beweinet ihn! er hat's wohl verdient! Aber danken sollt auch ihr! und allermeist dafür, dass ihr einen *solchen* Vater und Freund zu verlieren hattet; und erheben soll es euch mit uns, dass man auf sein Grab das stolze Wort — das recht verstanden doch auch ein Wort frommen Glaubens ist — setzen darf: „Non omnis moriar“, ich sterbe nicht ganz! Ja, es gibt doch etwas, das die vergängliche Erscheinung im Fleisch überdauert, so auch hier bei diesem im Herrn gestorbenen Toten. Ist der Welt unverloren, was er Bestes geleistet hat: niedergelegt in seinen Werken, wie viel mehr wird euch unverloren sein das Beste, das er *euch* war: geschrieben in euere Herzen! Das haltet fest, das nehmet in euer Leben hinüber, so werdet ihr sein Gedächtnis würdig ehren!

Rede

von

Herrn Ed. Vischer-Sarasin,

Präsident der eigd. Landesmuseums-Kommission.

Hochgeehrte Trauerversammlung!

Mehr als 50 Jahre sind verflossen, seit ich im Herbst 1861 im Zofinger-Verein in Zürich die Bekanntschaft meines lieben Freundes Rahn gemacht habe, den wir heute, schmerzerfüllt, zu Grabe geleiten. In dieser langen Zeit ist unser freundschaftliches Verhältnis sich gleichgeblieben und eine Fülle der schönsten und liebsten Erinnerungen drängt sich mir auf, wenn ich auf die Tage ernster Arbeit und fröhlichen Zusammenseins zurückblicke, die ich mit ihm verbringen durfte.

Nach Zürich haben wir in Berlin zusammen studiert und gewohnt, dann in der Gesellschaft für Erhaltung historischer Kunstdenkmäler und später in der Landesmuseumskommission gemeinsam gewirkt und uns bis in die letzte Zeit alljährlich mit den Berliner-Freunden zusammengefunden und unsere Erfahrungen und Erlebnisse gegenseitig ausgetauscht. In all den Kreisen, wo ich mit meinem Freunde verkehrt habe, wird die Nachricht von seinem Hinschiede mit aufrichtigem Schmerze empfunden werden.

Als Präsident der Landesmuseums-Kommission liegt mir aber heute die Pflicht ob, vor allem der hervorragenden Verdienste zu gedenken, die Professor Rahn sich um die schweizerische Anstalt erworben hat und namens der Behörden und seiner Kollegen von der Kommission und der Direktion den wärmsten Dank auszusprechen für seine unermüdliche Arbeit, aber ebenso für das unver-

änderte Wohlwollen, das er ihnen bei jeder Gelegenheit, auch im geselligen Zusammensein, stets erwiesen hat.

Wenn wir auf die Geschichte der Entstehung des Landesmuseums zurückblicken, so dürfen wir wohl sagen, dass Professor Rahn die Grundlagen geschaffen hat, auf denen die Anstalt, die eine Zierde unseres Landes geworden ist, konnte aufgebaut werden. Ohne den Verdiensten anderer nahe zu treten, die vor ihm für die Kenntnis und Erhaltung unserer Kunstdenkmäler gewirkt haben, wollen wir es heute aussprechen, dass wir es vor allem der ganz erstaunlichen Arbeit und vielseitigen Tätigkeit Professor Rahns verdanken, wenn alle diese Bestrebungen in die erfreuliche Bahn geleitet wurden, in der sie sich nun bewegen. Seine Kunstgeschichte der Schweiz war ein Ereignis, das allgemein freudig begrüßt wurde und bis heute seine Bedeutung behalten hat. Durch die Gründung des „Anzeigers für Altertumskunde“ und die Statistik der schweizerischen Kunstdenkmäler hat er dafür gesorgt, dass die wissenschaftliche Forschung auf diesem Gebiete systematisch weitergeführt wird. — Und wo sich sonst Gelegenheit bot, hat Professor Rahn in Wort und Schrift dafür gewirkt, das Interesse für die Wertschätzung unserer Altentümer zu wecken.

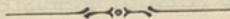
In der Gesellschaft für Erhaltung historischer Kunstdenkmäler, an deren Gründung er hervorragenden Anteil nahm, wurde dann das Organ geschaffen, um auf breiter Basis mit Beihülfe des Bundes eine praktische Tätigkeit zu entfalten, bei deren Ausübung Rahn auch wieder in erster Reihe stand. So war der Boden vorbereitet, auf dem die Anregung Professor Vögelins für Gründung eines schweizerischen Landesmuseums verwirklicht werden konnte. Was seit dieser Gründung Professor Rahn für die Anstalt geleistet hat, wissen seine

Kollegen von der Kommission und die Direktion am besten zu schätzen. Sein immer sachliches Urteil war in allen wissenschaftlichen Fragen massgebend, — der Stadt Zürich, welcher die Ehre zuteil geworden, das Landesmuseum bei sich aufzunehmen, wurde damit die moralische Verantwortung überbunden, für dessen Gedeihen ihr Bestes zu tun. Sie konnte dieser Pflicht nicht wirksamer nachkommen, als dass sie Männer der Kommission zur Verfügung stellte, wie Stadtpräsident Pestalozzi, Zeller-Werdmüller und Professor Rahn, die in uneigennützigster Weise den reichen Schatz ihrer Erfahrungen und Kenntnisse dem Dienste der schweizerischen Anstalt gewidmet haben. Ein frühzeitiger Tod hat uns den ersten Präsidenten und den geehrten Zeller entrisen. Nun ist auch Professor Rahn geschieden und damit eine Lücke gerissen worden, die schwer auszufüllen sein wird. Für die, welche ihm persönlich nahe standen, wird sie nicht ausgefüllt werden.

Wenn uns etwas an seiner Bahre trösten kann, so ist es das Bewusstsein, dass die Arbeit seines Lebens bleibende Früchte getragen hat, die ihm die Dankbarkeit unseres ganzen Landes sichern werden. Wir alle, besonders aber wir, seine Kollegen, können sein Andenken gewiss nicht besser ehren, als wenn wir, soweit es in den Kräften des einzelnen steht, uns bestreben, seinem leuchtenden Beispiel uneigennütziger, aufopferungsvoller Tätigkeit und nie versagender Pflichttreue Folge zu leisten.

* * *

Rektor Professor Dr. *Theodor Vetter* nahm als Vertreter der beiden Hochschulen von Zürich Abschied vom langjährigen treuen Freunde und Kollegen.



Zentralbibliothek Zürich



ZM01233305

